

## Über Defizite bei der Handhabung der politischen Ökonomie des Sozialismus

# Haben wir alles richtig gemacht?

**E**in Aspekt der Kritik an der DDR-Wirtschaftspraxis war die Angreifbarkeit ihrer Preispolitik. Prof. Christa Luft drückte das so aus: „Der Preis als grundlegender Faktor des Wirtschaftsgeschehens widerspiegelt nicht den Wert, also den Aufwand an lebendiger und vergegenständlichter Arbeit.“ (RF-Extra März 2014)

Die Theorie besagte – auf einen Nenner gebracht –, daß der Preis Geldausdruck des Wertes sei, welcher wiederum vom gesellschaftlich notwendigen Arbeitsaufwand zur Herstellung eines Produkts bestimmt werde. Diese Position wird auf Marx zurückgeführt. In der DDR wurde sie zur unverrückbaren Grundlage der Preisbildungsmethodik. Durch Kalkulation des tatsächlichen, nachgewiesenen Aufwands bei Außerachtlassen als nicht notwendig betrachteter Aufwandselemente, aber unter Einbeziehung eines prozentualen Gewinnaufschlags wurde der Preis nach verbindlichen Regeln staatlich festgesetzt. Die von Christa Luft angedeutete Kritik besagt indes, daß die marxistische Theorie in der Praxis nur ungenügend umgesetzt worden sei. Demgegenüber vertrete ich die Ansicht, daß die Konzeption selbst fehlerhaft war, ja sogar einen der schwerwiegendsten Irrtümer unserer Interpretation der politischen Ökonomie des Sozialismus darstellte.

Im Folgenden will ich meinen Standpunkt begründen.

Von unseren politökonomischen Vordenkern wurde m. E. nicht in Betracht gezogen, daß Marx in seinen ökonomischen Analysen gar nicht im Sinn hatte, den Wirkungsmechanismus der Marktpreise im Kapitalismus zu analysieren, geschweige denn die Preiskalkulation im Sozialismus zu definieren. Er hatte vielmehr etwas ganz anderes im Auge: die inhaltliche Substanz des Wertes aufzudecken, seine Quelle und damit auch die des Mehrwertes zu begründen. Damit gelang es ihm, das Wesen der kapitalistischen Ausbeutung zu enthüllen: die Aneignung fremder Arbeit durch die Eigentümer der Produktionsmittel. Darin besteht seine wohl genialste, eine Weltanschauung entscheidend mit prägende Entdeckung. Bei seiner Analyse mußte Marx von den ständigen Schwankungen des Preises um einen Kulminationspunkt abstrahieren, weil sich nur darin – und zwar unbeeinflusst von den Zufälligkeiten der jeweiligen Marktkonstellation – der „reine“ Inhalt des Wertes (= Preises) erkennen läßt. Die Kernaussage der Marxschen Analyse, daß sich letzten Endes die Produkte zu ihren Werten austauschen, wurde von tonangebenden Ökonomen der DDR offensichtlich recht kurzschlüssig so interpretiert, daß man im Sozialismus den Preis direkt aus dem tatsächlichen, kalkulierten (etwas bereinigten)

Aufwand herleiten müsse. Bestärkt wurden sie offensichtlich auch aus der Erkenntnis heraus, daß die Marktwirtschaft im Kapitalismus mit gravierenden Negativwirkungen wie Ausbeutung, Anarchie, Überproduktion und Krisen verbunden ist. Deshalb schien es



Karikatur: Paul Rosié

unannehmbar, sich mit diesem Wirkungsmechanismus weiter zu beschäftigen.

Ein anderer Aspekt war, daß unsere politökonomischen Köpfe von der These auszugehen schienen, daß Menschen, welche von der Last der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft durch das Privatkapital befreit seien, ihre schöpferischen Fähigkeiten ganz überwiegend voll entfalten würden. Sie müßten ja nicht mehr für andere schuften, sondern wären für sich selbst tätig. Ergänzt wurde diese allzu optimistische Auffassung von der verabsolutierten Bedeutung, die man der Planwirtschaft zuschrieb. Sie wurde fast als alleiniger Kontrapunkt zur spontanen kapitalistischen Marktwirtschaft betrachtet. Der Glaube, mit der Planwirtschaft müsse und könne man den spontanen Marktmechanismus ersetzen, ließ jede konstruktive Auseinandersetzung mit der kapitalistischen Preisbildungspraxis de facto als überflüssig erscheinen.

Die deutliche Unterschätzung der Möglichkeiten der Marktpreisbildung einer- sowie eine gewisse Überschätzung der Möglichkeiten sozialistischer Eigentumsverhältnisse und der Planwirtschaft andererseits bildeten aus meiner Sicht „Grundtorheiten“

unserer Theorie und Praxis der politischen Ökonomie des Sozialismus. Um es deutlich zu sagen: Es geht mir keineswegs um Gegenüberstellung von Markt- und Planwirtschaft, wie man es häufig liest und hört. Die ist überdies noch mit der tendenziösen Wertung verbunden, auch im Sozialismus müsse die Marktwirtschaft vorherrschen, während der Plan höchstens einige Randbedingungen festlegen dürfe. Meine Überlegungen gehen statt dessen dahin, für ein zukunftsfähiges sozialistisches Wirtschaftsmodell eine Kombination aus Marktpreisbildung und Planwirtschaft zu gestalten. Man könnte gewissermaßen von einer „marktgestützten Planwirtschaft“ bei Dominanz der Planwirtschaft unter Ausnutzung bestimmter Marktpreismechanismen sprechen.

Doch zunächst noch einmal zum Marktmechanismus im Kapitalismus. Dieser ist grundsätzlich politökonomisch neutral; er kann unabhängig von konkreten Produktionsverhältnissen wirken und setzt lediglich das Vorhandensein arbeitsteiliger Prozesse voraus, bei denen relativ selbständige Marktpartner aufeinandertreffen.

Dieser Mechanismus beinhaltet auf der Ebene einzelner Erzeugnisse bzw. Erzeugnisgruppen das Abgleichen der ökonomischen Bedingungen bei Produktion und Anwendung, wobei der Hersteller den Aufwand und die Nutzungseigenschaften sowie die Produktionsmengen bestimmt, während der Anwender den Nutzen realisiert. Die Marktpreisbildung versucht nun, die

damit verbundenen gegenteiligen Interessen auszugleichen und einen Kompromiß zu finden, bei dem jeder Partner seine ökonomischen Vorteile gewahrt wissen möchte. Der Produzent will seinen Aufwand gedeckt sehen und darüber hinaus einen Gewinn – also einen möglichst respektablen Preis – erzielen. Dies ist vor allem dadurch möglich, daß er Erzeugnisse auf den Markt bringt, die einen hohen materiellen, ideellen, sinnlichen oder wie auch immer gearteten Nutzen für die Konsumenten ermöglichen und in bedarfsgerechter Menge produziert werden können. Die Verbraucher hingegen orientieren sich auf möglichst niedrige Preise, die in einem angemessenen Verhältnis zu dem wie immer auch definierten Nutzen stehen müssen. Natürlich spielt bei all dem die Zahlungsfähigkeit der Konsumenten eine maßgebliche Rolle. Der Interessenausgleich über den Preis hat, politökonomisch betrachtet, enorme Bedeutung, weil sich

damit herausstellt, ob und inwieweit der tatsächlich verausgabte Aufwand Anerkennung findet.

Dieser Gesichtspunkt ist für mich eine entscheidende Komponente bei der Bestimmung des „gesellschaftlich notwendigen Arbeitsaufwandes“. Er muß sich in Qualität und Quantität der hergestellten Produkte bei deren Anwendung bewähren. Doch gerade diese Seite ist in der sozialistischen Preistheorie weitgehend untergegangen. Erst während der letzten Jahre des Bestehens der DDR wurde der Anwendernutzen mit der Einführung des sogenannten Preis-Leistungs-Verhältnisses bei der Preisbildung berücksichtigt – leider viel zu spät, um noch wirksam werden zu können. Der Marktpreismechanismus hat für die Wirksamkeit des kapitalistischen Wirtschaftssystems fundamentale Bedeutung. Dabei wird der Gewinn des Produzenten von drei entscheidenden Faktoren jeglicher Wirtschaftstätigkeit bestimmt, die letztlich auch für den Sozialismus gelten sollten: von der Höhe des tatsächlichen Aufwandes, von den Nutzungseigenschaften des Produkts und vom Grad der Bedarfsdeckung. Aber dieser Gewinnbildungsvorgang ist nicht nur eine wesentliche Orientierung der Unternehmen auf volkswirtschaftlich rationelles Handeln, sondern zugleich auch Ausgangspunkt für eine maximale Interessiertheit der Unternehmer und der sie unterstützenden Partner wie der Beschäftigten. Denn der Gewinn ist sowohl Quelle des Profits als auch von Dividenden, Manager-Gehältern und Zinsen sowie Löhnen und Gehältern. Darüber hinaus ist er eine wichtige Quelle für die erweiterte Reproduktion. Das sind die wesentlichsten Triebkräfte in kapitalistischen Unternehmen, die dieses ständige Vorwärtsdrängen hervorbringen. Sie haben nicht nur eine hohe Dynamik entwickelt, sondern sind zugleich auch wichtige Faktoren zur Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts sowie zur Steigerung der Arbeitsproduktivität. Sie ermöglichen ein schnelles Reagieren auf sich entwickelnde gesellschaftliche Bedürfnisse.

Wenn ich hier ein Loblied auf die Marktwirtschaft zu singen scheine, so bin ich dennoch weit davon entfernt, sie einfach auf sozialistische Verhältnisse übertragen zu wollen. Besonders wichtig erscheint mir die Erkenntnis, daß dieser marktwirtschaftliche Mechanismus unter kapitalistischen Bedingungen auch äußerst destruktive Wirkungen zur Folge hat. Wesentliche Merkmale seiner Produktionsweise – von Arbeitslosigkeit über soziale Ungerechtigkeit bis zu Krisen und Kriegen – sind nicht den Marktpreismechanismen an sich

geschuldet, sondern dem zügellosen Profitstreben der kapitalistischen Unternehmer. Zweifellos spielt auch die Planlosigkeit (Anarchie) auf volkswirtschaftlicher Ebene eine Rolle.

Die gedankliche Trennung zwischen Marktmechanismus einerseits und privatkapitalistischer Aneignung und Anarchie



„Na, Kollege, ich dachte, Sie machen eine Dienstreise?“ „Ja, stellen Sie sich vor, wen ich ganz zufällig am Waldesrand treffe? Meine Familie!“

Karikatur: Karl Schrader

andererseits führt zu der Überlegung, daß es möglich sein müßte, die Marktmechanismen so auszugestalten und in ein planwirtschaftliches Modell zu integrieren, daß die Vorzüge beider Seiten weitgehend genutzt werden können.

In der Einheit von Marktmechanismus und Planwirtschaft fällt dieser die dominierende Rolle zu. Bei allen Mängeln, die unser administratives Planungssystem belasten, hat es mit beeindruckenden Erfolgen auf vielen Feldern seine Unverzichtbarkeit für eine sozialistische Wirtschaftsordnung bewiesen. Neben der Tatsache, daß auch in der DDR stets Wirtschaftswachstum erreicht wurde, möchte ich besonders hervorheben, daß die angeführten negativen Merkmale des Kapitalismus dank unserer Planwirtschaft nahezu überwunden werden konnten. Unübersehbare Mängel waren u. a. auf Gebieten wie der qualitativen und quantitativen Bedarfsgerechtigkeit von Produkten sowie bei der Intensivierung festzustellen, die in der kapitalistischen Marktwirtschaft besonders befördert werden. Man kann den Werktätigen der volkseigenen oder genossenschaftlichen Betriebe und Einrichtungen, aber auch den DDR-Wirtschaftsfunktionären die Anerkennung für ihre ganz überwiegend uneigennütigen Leistungen nicht versagen. Doch fast nur aus moralischen und ideologischen Motiven heraus, gepaart mit einem gewissen „Druck von oben“, sind auf Dauer keine hohen Leistungen zu erwarten. Deswegen bin ich der Meinung, daß auch unter den Bedingungen sozialistischer Planwirtschaft

die Kennziffer Gewinn eine völlig andere Rolle spielen muß, als das bei unserer „reinen“ Kalkulationspreisbildung möglich war. Theoretisch wurde dem Gewinn auch in der DDR immer eine gewisse Bedeutung beigemessen. Er konnte aber praktisch nie die qualifizierte Wirkung erlangen, welche der Profit im Kapitalismus erzielt.

Ich rekapituliere: Der tatsächlich betriebene Aufwand wurde in der DDR kalkuliert und ein normativer Gewinnsatz aufgeschlagen. Je höher die so berechneten Kosten waren, um so höher und damit besser für die produzierenden Betriebe waren die Kennziffern Warenproduktion und letztlich auch Gewinn. Eine wirkliche Prüfung, inwieweit das jeweilige Produkt tatsächlich qualitativ und quantitativ ein Bedürfnis befriedigte und der verausgabte Aufwand daran gemessen als gesellschaftlich notwendig anerkannt werden kann, fand bei uns praktisch kaum statt. Umgekehrt führten allseitig besonders gute, anerkannte Leistungen (niedrige Kosten, hoher Anwendernutzen usw.) nicht zu angemessenen hohen Gewinnen bei der Preisbildung, da auch in

diesen Fällen „nur“ der normative Gewinn kalkulierbar war. Natürlich spielten auch andere Regelungen wie Preis-Zu- und -Abschläge, Industriepreisänderungen und Preisstützungen eine Rolle, widerlegen aber meine Grundaussage nicht.

Ein Beispiel mag den Unterschied verdeutlichen: Ein neuentwickelter Staubsauger zeichnet sich durch geringeren Energieverbrauch, höhere Saugleistung, Geräuscharmut und gutes Design aus. Dafür würden – angenommen – die Käufer einen um 20 % höheren Preis akzeptieren. Wenn beim Produzenten hingegen die Kosten nur um 5 % stiegen, würde sich ein entsprechend hoher Gewinn ergeben, bei Kostensteigerung um 25 % hingegen ein Verlust. Das wissenschaftlich-technische Konzept des neuen Staubsaugers müßte gründlich überarbeitet werden. Bei unserer damals praktizierten Preisbildungsmethode würde der Hersteller auch bei der ungünstigen Variante einen normativen Gewinn realisieren können. Positive Impulse wurden dadurch kaum ausgelöst, insbesondere unter dem Aspekt der Aufwand-Nutzen-Optimierung. Wenn sich also linke Ökonomen der Aufgabe unterzögen, ein künftiges sozialistisches Planwirtschaftsmodell zu entwerfen, würde ich es für unumgänglich halten, eine marktwirtschaftliche Preisbildungsmethodik in dem oben skizzierten Sinne dabei mit einzubeziehen.

Peter Elz, Königs Wusterhausen

Unser Autor war Abteilungsleiter beim Amt für Preise der Regierung der DDR.

## Marschall Shukow zur Befreiung der Ukraine von den Hitlerfaschisten

# Wie es wirklich gewesen ist

*Der durch die CIA und die NATO in Kiew als „Ministerpräsident“ einer Putschregierung installierte Russenhasser Jazenjuk erklärte, eine Befreiung der Ukraine durch die Rote Armee habe nie stattgefunden. Er bezeichnete den opferreichen Kampf, der unzählige sowjetische Soldaten das Leben kostete, als „Invasion“. Wir erteilen hierzu einem kompetenten Akteur des historischen Geschehens postum das Wort.*

Nach vor meiner Rückkehr nach Moskau im August 1943 während der Gegenoffensive der Woronesher Front und der Steppenfront kam General A. I. Antonow als amtierender Chef des Generalstabs zweimal mit dem Flugzeug zu uns, um die Änderungen mitzuteilen, die der Oberste Befehlshaber (J. W. Stalin) am Plan zur Vollendung der Angriffsoperationen des Jahres 1943 vorgenommen hatte, sowie die Erwägungen des Generalstabs für den Herbst- und Winterfeldzug darzulegen. Nach dessen Ansicht verfügte das faschistische Oberkommando noch über bedeutende Kräfte zur Fortsetzung des Krieges gegen die Sowjetunion, da Großbritannien und die USA allen vorliegenden Angaben nach nicht beabsichtigten, große Offensiven in Europa zu beginnen. Die Landung ihrer Truppen auf Sizilien hatte die Verteilung der Kräfte des Gegners auf die verschiedenen strategischen Richtungen nicht wesentlich geändert, obwohl die faschistische Führung jetzt gewiß neue Sorgen bekam.

Nach den Entwürfen für die Direktiven, die der Generalstab ausgearbeitet und zum Teil schon an die Fronten weitergeleitet hatte, sollte eine Offensive an allen Fronten der westlichen und südwestlichen Richtung entfaltet werden, um in die Ostgebiete Belorusslands und zum Dnepr vorzudringen und dort Brückenköpfe für die Operationen zur Befreiung der Ukraine westlich des Dnepr zu bilden. Dem Bericht Antonows entnahm ich, daß Stalin dringend darauf bestand, die Offensive unverzüglich fortzusetzen, um den Gegner daran zu hindern, ostwärts des Dnepr eine Verteidigung zu organisieren. Ich war mit dieser These einverstanden, nicht aber mit einer Form unserer Angriffsoperationen, bei der die Fronten von Welikije Luki bis zum Schwarzen Meer frontal vorstoßen würden. Es bestand nämlich die Möglichkeit, nach einigen Umgruppierungen Operationen zum Abschneiden und zur Einkesselung bedeutender gegnerischer Gruppierungen zu beginnen, womit die weitere Kriegführung erleichtert worden wäre.

Namentlich dachte ich dabei an die südliche Gruppierung des Gegners im Donezbecken, die man durch einen starken Stoß aus dem Raum Charkow-Isjum in der allgemeinen Richtung Dnepropetrowsk-Saporoschje abschneiden konnte.

Antonow sagte, er sei derselben Ansicht, doch der Oberste Befehlshaber verlange, den Gegner so rasch wie möglich durch frontale Stöße zurückzuwerfen. Vor seinem Abflug nach Moskau bat ich ihn, er solle dem Obersten

Befehlshaber meine Erwägungen noch einmal darlegen und das Anliegen der Fronten übermitteln, deren Panzertruppen mit Tanks und ausgebildeten Besatzungen aufzufüllen, da diese nach den angespannten Kämpfen stark geschwächt waren.



**Na sapad! Nach Westen!**

Nach ein paar Tagen wurde ich von Stalin angerufen, der mir mitteilte, er habe angewiesen, Watutin und Konew mit Panzern und Mannschaften zu verstärken. Dann bemerkte er, daß er meinen Standpunkt über die Notwendigkeit eines Vorstoßes der Südwestfront aus dem Raum Isjum in Richtung Saporoschje



**Marschall der Sowjetunion G. K. Shukow**

nicht teilen, da dies viel Zeit erfordern würde. Zum Schluß verlangte Stalin, daß die Fronten so rasch wie möglich den Dnepr erreichten. Damals konnte unsere Wirtschaft, vor allem die Verteidigungsindustrie, der Front bereits alles Notwendige liefern. Die beschleunigte Entwicklung des „zweiten Baku“, das Arbeitsheldentum der Hüttenwerker von Kusnezsk und Magnitogorsk, der beschleunigte Bau

neuer Hochöfen und Kraftwerke und die Instandsetzung von Bergwerken in den befreiten Gebieten, die Entwicklung der Buntmetall- und Eisenhüttenindustrie im Ural, in Sibirien und Kasachstan, die Einführung des Taktverfahrens in den Rüstungsbetrieben, die riesige schöpferische Arbeit zur Vervollkommnung der Kampftechnik und der Produktionstechnologie – all das schuf neue Möglichkeiten zur Zerschlagung des Gegners. 1943 wurden 35 000 vorzügliche Kampfflugzeuge und 24 000 Panzer und Selbstfahrlafetten gebaut. In dieser Hinsicht hatten wir den Gegner sowohl quantitativ als auch qualitativ bereits weit überflügelt. So gab das faschistische Oberkommando seinen Truppen die spezielle Weisung, Begegnungsgefechte mit unseren schweren Panzern zu vermeiden.

Die faschistischen Truppen legten Städte und Dörfer in Trümmer, vernichteten Kraftwerke, Hochöfen und Martinöfen, brannten Schulen und Krankenhäuser nieder, wobei Tausende Kinder, Frauen und alte Leute umkamen.

Etwas später, und zwar am 7. September, kam die Direktive aus dem Hauptquartier: Die mir unterstellten Fronten erhielten den Auftrag, die Offensive fortzusetzen, den Mittellauf des Dnepr zu erreichen und dort Brückenköpfe zu bilden. Die Woronesher Front unter Watutin sollte in Richtung Romny-Priluki-Kiew vorstoßen, die Steppenfront unter Konew in Richtung Poltawa-Kremenschug. Wir hatten nicht die Möglichkeit, die Offensive in Richtung Dnepr sorgfältig vorzubereiten. Die Truppen beider Fronten waren nach den ununterbrochenen Kampfhandlungen sehr erschöpft. Es kam auch zu Stockungen bei der materiell-technischen Versorgung. Doch wir alle, vom Soldaten bis zum Marschall, waren vom Wunsch beseelt, den Gegner so rasch wie möglich aus unserem Land zu vertreiben, das vielgeprüfte ukrainische Volk aus der schweren Unterdrückung durch die Okkupanten zu befreien, die sich für ihre Mißerfolge an den Fronten an der wehrlosen Bevölkerung rächten.

Der Gegner leistete erbitterten Widerstand, besonders im Raum Poltawa. Doch in der ersten Septemberhälfte begann er unter bedeutenden Verlusten mit dem Rückzug seiner Truppen aus dem Donezbecken und aus dem Raum Poltawa. Die am Abschnitt der Woronesher Front eingeführte 3. Gardepanzerarmee unter Rybalko, die aus der Reserve des Hauptquartiers eingetroffen war, brachte den entscheidenden Umschwung. Außer der 3. Gardepanzerarmee wurde die Woronesher Front durch die 61. und die 52. Armee verstärkt. Die Steppenfront erhielt die 37. und die 46. Armee zur Verstärkung, ferner die 5. Gardearmee unter General Shadow aus dem Bestand der Woronesher Front. Da der Gegner nicht stark genug war, unse-rem immer stärker werdenden Druck standzuhalten, begann er den Rückzug zum Dnepr. Unsere Fronten unternahmen alles, um den zurückweichenden Truppen auf den Fersen

zu folgen, Brückenköpfe am Dnepr zu bilden und dieses große Wasserhindernis aus der Bewegung zu überwinden.

Zur Demoralisierung der gegnerischen Truppen wurden alle in den Fronten verfügbaren Fliegerkräfte eingesetzt. Die Verbände, die den Gegner verfolgten, stellten improvisierte bewegliche Gruppen auf, die den Auftrag hatten, rasch ins Hinterland des Gegners vorzudringen und die Linien zu besetzen, die dieser für die Verteidigung beziehen konnte.

Alle, mit denen wir zu jener Zeit über die bevorstehenden Aufgaben und die Methoden zu ihrer Erfüllung sprachen, waren sich der Bedeutung der Eroberung des Dnepr gut bewußt, ebenso wie einer raschen Überwindung dieses Flusses und besonders der Befreiung von Kiew, der Hauptstadt der Ukraine. Die Steppenfront, die Poltawa befreit hatte, erreichte am 23. September mit den Vortruppententeilen der Gruppierung ihres linken Flügels den Dnepr.

Mechanisierte Truppenteile der 3. Gardepanzerarmee und ein Teil der Kräfte der 40. und 47. Armee bildeten einen Brückenkopf am Dnepr bei Weliki Bukrin. Dieser sollte unverzüglich erweitert werden, um die Einführung der Hauptgruppierung der Woronesher Front zur Umgehung Kiews von Süden und Südwesten zu sichern.

Das Oberkommando der faschistischen Truppen warf eine große Gruppierung, bestehend aus zwei Panzerkorps und fünf Infanteriedivisionen, gegen die Truppen, die den Brückenkopf errichtet hatten, und versetzte unseren über den Dnepr vorgestoßenen Kräften einen Gegenangriff, wodurch die Operation aufgehalten wurde. Nördlich von Kiew wurde der Dnepr im Raum Lutesch von Teilen der Armee des Generals Tschibissow aus der Bewegung heraus überwunden. Einheiten des

842. Schützenregiments der 240. Schützendivision erreichten das andere Ufer.

Die Truppen, die den Dnepr überwandten, bewiesen größte Beharrlichkeit, Tapferkeit und Heldentum. In der Regel stießen sie, kaum am Fluß angelangt, weiter vor. Ohne das Heranführen von Pontons und anderen schweren Mitteln für den Brückenbau abzuwarten, überquerten die Truppenteile den Dnepr auf Flößen, selbstgebauten Fähren, mit Fischerkähnen und Booten. Alles, was greifbar war, wurde eingesetzt. Auch am anderen Ufer war es nicht leicht. Dort entbrannten erbitterte Gefechte um die Brückenköpfe. Die Truppen kamen nicht dazu, sich einzugraben, sie mußten sofort den Kampf aufnehmen, da der Gegner sie um jeden Preis in den Fluß zurückwerfen wollte.

Ende September hatten wir die Verteidigung der gegnerischen Truppen durchbrochen und den Dnepr auf einem Abschnitt von 750 Kilometern Länge von Lojew bis Saporoschje erreicht sowie eine Reihe von äußerst wichtigen Brückenköpfen gebildet, von denen aus wir unsere Offensive

nach Westen weiterentwickeln wollten. Vom 12. Oktober bis zum 23. Dezember führte die Woronesher Front – ab 20. Oktober hieß sie die Woronesher Front 1. Ukrainische und die Steppenfront 2. Ukrainische Front – die strategische Operation von Kiew durch.

Am 1. November waren im Brückenkopf Lutesch die 38. Armee, die 3. Gardepanzerarmee, das 5. Gardepanzerkorps, das 7. Artillerie-Durchbruchkorps und viele andere Artillerietruppen und Verbände anderer Waffengattungen konzentriert.

Insgesamt waren rund 2000 Geschütze und Granatwerfer sowie 500 „Katjuschas“ eingesetzt.

Am Morgen des 3. November begann überraschend für die faschistischen Truppen die Offensive auf Kiew, die von der 2. Luftarmee unterstützt wurde.

Um den Ablauf der Operation entscheidend zu beeinflussen, wurde beschlossen, die 3. Gardepanzerarmee einzuführen. Am Morgen des 5. November schnitt sie die Straße



**Sowjetsoldaten beim Bau von Flößen zur Überquerung des Dnepr im Feuer eines deutschen Luftangriffs (1943). Foto: Arkadi Schaichet**

Kiew-Shitomir ab, wodurch günstige Bedingungen für die Truppen geschaffen wurden, die nach Kiew vordrangen.

Die 38. Armee unter General K. S. Moskalenko befand sich am Abend des 5. November bereits am Stadtrand von Kiew, das sie am 6. November zusammen mit dem 5. Gardepanzerkorps unter General Krawtschenko befreite.

Sofort wurde ein Funkspruch an den Obersten Befehlshaber gesandt. Darin hieß es: „Mit größter Freude melden wir Ihnen, daß die Truppen der 1. Ukrainischen Front den Auftrag, unsere herrliche Stadt Kiew, die Hauptstadt der Ukraine, einzunehmen, erfüllt haben. Kiew ist völlig von Naziokkupanten gesäubert. Die Truppen der 1. Ukrainischen Front setzen die Erfüllung der gestellten Aufgabe fort.“ Bei den Kämpfen um Kiew spielte die tschechoslowakische Brigade unter Oberst Ludvik Svoboda eine aktive Rolle; 138 Soldaten und Offiziere dieser heroischen Einheit wurden mit Orden der Sowjetunion ausgezeichnet, darunter auch der Brigadekommandeur, Leutnant Antonin Sochor und

Unterleutnant Richard Tessafik wurde der Titel „Held der Sowjetunion“ verliehen.

Um 9 Uhr trafen der Kriegsrat der Front und ich in Kiew ein, wohin auch die leidgeprüften Einwohner der Stadt strömten, die sich vor den bestialischen Gewalttaten der Faschisten in der Umgebung verborgen hatten. Um unsere Fahrzeuge versammelte sich rasch eine große Menschenmenge.

Die meisten waren sehr unterernährt. Aber ihre Augen leuchteten, als sie nicht mehr im Traum, sondern in Wirklichkeit ihre Befreier, ihre Brüder, die sowjetischen Soldaten sahen! Viele weinten vor Freude. Jeder wollte davon erzählen, was ihn so lange bedrückt hatte ... Wir fuhren über den mir so gut bekannten Krestschatik, die einstmals schönste Straße der Stadt. Aber ich erkannte ihn nicht wieder: Ringsum lag alles in Schutt und Asche. Die Befreiung von Kiew, die Bildung und Erweiterung der Brückenköpfe am Dnepr in den Räumen Kiew, Tscherkassy, Kremmentschug, Dnepropetrowsk und Saporoschje verschlechterte die Lage des Gegners in

der Ukraine einschneidend. Der Dnepr hatte ihm früher die Möglichkeit geboten, eine schwer zu durchbrechende Verteidigung zu organisieren, und die Faschisten hatten große Hoffnungen darauf gesetzt, daß es ihnen gelingen würde, die sowjetischen Truppen vor dem Dnepr zum Stehen zu bringen. Die Aufklärungsmeldungen des Hauptquartiers besagten, daß vor Beginn der Operation Hitler im Stab der Heeresgruppe Süd eingetroffen war und von seinen Truppen kategorisch verlangt hatte, bis zum letzten Mann um den Dnepr zu kämpfen und ihn um jeden Preis zu halten.

Doch trotz der kategorischen Forderungen Hitlers und Mansteins verlor der Gegner die Schlacht um den Dnepr, obwohl seine Truppen noch einmal versuchten, ihre Verteidigung im Raum Kremmentchug-Dnepropetrowsk-Saporoschje wiederherzustellen.

Am rechten Flügel der Front hingegen gingen die Kampfhandlungen mit unverminderter Härte weiter. Hier konnte die 52. Armee unter General K. A. Korotejew im engen Zusammenwirken mit Partisanenabteilungen den Dnepr überschreiten und am 14. Dezember einen Brückenkopf bilden sowie Tscherkassy einnehmen.

Nach erbitterten Kämpfen wurde der Brückenkopf des Gegners bei Saporoschje von den Truppen der 3. Ukrainischen Front liquidiert. Unsere Truppen befreiten Dnepropetrowsk.

Aus Telefongesprächen mit dem Obersten Befehlshaber, dem Generalstab und mit Wasilewski war mir bekannt, daß die 4. Ukrainische Front den Gegner an der Molotschnaja aufgerieben, einen Brückenkopf an der Landenge von Perekop gebildet und somit die Krim abgeriegelt hatte.

*Aus: G. K. Shukow, Erinnerungen und Gedanken, Deutscher Militärverlag*